

Vom Standpunkt des denkenden Ichs aus ist (...) das Alter, mit Heidegger zu reden, die Zeit der Meditation oder, wie Sophokles sagt, die „Zeit des Friedens und der Freiheit“ – der Befreiung von Bindungen, nicht nur an die Leidenschaften des Körpers, sondern auch an die alles verzehrende Leidenschaft, die der Geist der Seele auferlegt, die Leidenschaft des Willens, die da Ehrgeiz heißt.

Hannah Arendt, Vom Leben des Geistes S. 280

Alt geworden – und wie nun weiter?

Einleitung

In einigen meiner letzten Essays habe ich immer wieder darüber reflektiert, dass und wie ich mich am Übergang zu einem weiteren Jahrzehnt meines Lebens erlebe. Jedenfalls mit ein wenig Glück, so denke ich, könnte es ein solcher Übergang in weitere zehn Jahre nochmals intensiver Auseinandersetzung mit meiner Welt werden, der fortgesetzten Führung und Gestaltung meines in dieser Welt Seins. Geschrieben habe ich darüber unter anderem vor dem Hintergrund meiner Erfahrung, nach jeweils etwa zehn Jahren immer wieder an Wendepunkten angelangt gewesen zu sein, die dann eine Herausforderung dargestellt haben. Der Wendepunkt, um den es in diesem Fall gehen sollte, ist aus meiner Sicht, so wie ich sie in diesem Essay umreiße, maßgeblich dadurch gekennzeichnet, dass mein arbeitswissenschaftliches und arbeitspolitisches Engagement, das ich immerhin ein Jahrzehnt über das Ende meiner Erwerbstätigkeit hinaus durchgehalten habe, langsam an sein Ende gelangt ist. Ich würde zukünftig also vor allem literarisch schreiben.

Aber ich habe in einem dieser Essays auch geschrieben: *Bei meinen nachfolgenden Überlegungen geht es primär um meine eigenen Grenzen als Arbeitsforscher und arbeitspolitisch engagierter Intellektueller.* Es ist mir also um die Grenzen zu tun gewesen, an die ich gelangt zu sein meine. Von ihnen her ergibt sich in meinem kleinen Essay die Argumentation für eine zukünftige Akzentverlagerung. Und als solche Grenzen sehe ich an: (1) verloren gegangene Zugänge zu empirischer Forschung, (2) eine gewachsene Distanz zu meiner ‚Zunft‘ sowie (3) nicht zuletzt damit eine gewisse Erschöpfung meiner Bereitschaft, mich weiterhin mit den Forschungskonjunkturen sowie den theoretischen und methodischen Instrumenten meines Fachs auseinanderzusetzen. Philosophische und literarische Neigungen sind stattdessen zunehmend in den Vordergrund meines Interesses gerückt. Irgendwie vermischen sich so Überlegungen darüber, dass es den über eine lange Zeit hinweg für mich relevanten Weltbezug so nicht mehr gibt, sich also meine Welt verändert, mit philosophischen Reflexionen dazu, dass es die Welt für uns als Menschen aus erkenntnistheoretischen Gründen nicht geben kann –und zugleich reflektiere ich noch einmal über das

Elitenproblem, eines der Probleme das mich demokratietheoretisch zuletzt besonders stark wissenschaftlich beschäftigt hat.

Die Überlegungen zu beabsichtigten Akzentverlagerungen ergeben sich also ganz wesentlich aus einem Nachdenken über beruflich und nachberuflich erreichte Grenzen. mit dem wissenschaftlichen Ertrag meiner langjährigen arbeitsforscherischen Bemühungen bin ich dabei gar nicht so unzufrieden, mit denen meines gleichzeitigen arbeitspolitischen Engagements hingegen umso mehr. Ob es wissenschaftlich und philosophisch hinreichend fundiert gewesen ist, musste ich mich folglich immer wieder fragen, wenn die bescheidenen arbeitspolitischen Effekte meiner stets praxisorientierten wissenschaftlichen Arbeit mich frustriert haben. Gewiss, das *Forum neue Politik der Arbeit* (FNPA), an dessen Gründung ich 2001 beteiligt gewesen bin ist immer noch aktiv; aber größere Resonanzen, um die wir uns wiederholt intensiv bemüht haben, konnten wir nicht erreichen. Weil es mir aber bei meiner wissenschaftlichen Arbeit letztlich stets auf solche Resonanzen in der außerwissenschaftlichen Praxis angekommen ist, erlebe ich die neu gewonnenen Freiheiten aufgrund der *Befreiung von Bindungen*, von denen Hannah Arendt in den diesem Essay voran gestellten Zitat spricht, durchaus ambivalent. Denke ich hier über meine bisherigen Überlegungen hinausgehend weiter nach, werde ich zudem auf Leerstellen aufmerksam: *Zum Ersten* erlebe ich die Akzentverlagerungen in meiner Arbeit, hin zum typisch philosophischen Nach-Denken und melancholischen erinnern, also der nach Kant kennzeichnenden Stimmung für den Philosophen, zwiespältig. Das dürfte sehr viel, mit meinem *Älterwerden* zu tun haben, aber auch damit, dass ich eben kein Philosoph bin. *Zum Zweiten* bringt dieses Älterwerden, oder Alt-geworden- Sein, sicherlich erhebliche *Veränderungen in meinem privaten Lebensbereich* mit sich. *Zum Dritten* bemerke ich, dass ich beim fortgesetzten Blick auf die Zukunft, nicht nur auf meine inzwischen relativ kurz gewordene eigene, kaum über die Grenzen hinaus komme, an die ich bislang gestoßen bin – und es fällt mir zunehmend schwerer, die fortwährenden dramatischen Veränderungen der Welt, in der ich lebe, noch angemessen zu verarbeiten. Bei all dem schließlich bemerke ich schmerzlich, dass ich mit dem Nachdenken über einen eigenen Zukunftsentwurf, den ich eigentlich doch so wie bislang stets für mich selbst zustande bringen will, wachsende Schwierigkeiten habe – gar nicht zu sprechen davon, dass mich ein Mangel an öffentlichem Nachdenken über solche Entwürfe im Hinblick auf gesellschaftspolitische Perspektiven noch viel schmerzlicher vermisse. Mit meiner persönlichen *Zeit des Friedens und der Freiheit* ist es also doch nicht so weit her, wie es dasjenige philosophische Denken nahelegen könnte, das dem menschlichen Vermögen des Wollens höchst selten größere Aufmerksamkeit gewidmet hat, wie Hannah Arendt in ihrem Buch *Vom Leben des Geistes* sehr überzeugend dargelegt hat.

Alt geworden – und was macht das mit einem?

Der hier vorliegende Essay ist mitten in einer kurzen, sehr produktiven Phase entstanden. In ihr habe ich die Arbeit an drei größeren Manuskripten abgeschlossen, in

denen es in eins um Bilanzierungen an der Grenze gegangen ist, an der ich mich angelangt gesehen habe, aber auch schon um erste, vielleicht noch tastende Schritte, darüber hinauszugehen. Dass es vielleicht mehrere Grenzen sind, reflektiere ich hingegen nicht. Jedenfalls habe ich so gut wie gar nicht darüber nachgedacht, dass ich in meinem Leben mittlerweile eine Wegstrecke von immerhin einem dreiviertel Jahrhundert zurückgelegt habe. Ich bin alt geworden. Was das für mich bedeutet, muss für meine Vorstellungen davon einfließen, wie ich das kommende Jahrzehnt gestalten will. Ich muss darüber nachdenken, dass Zukunft für mich selbstverständlich nicht mehr das ist, was sie einmal gewesen ist – und dass dabei das, was aus mir in diesen fünfundsiebzig Jahren geworden ist, oder was ich darin aus mir gemacht habe, in fast allen Hinsichten, die ich einleitend angedeutet habe, eine höchst wichtige Rolle spielen dürfte.

Ich will mit einer Reflexion zu meinen persönlichen Grenzen in meinen folgenden Überlegungen mit meiner körperlichen Verfassung beginnen. Es geht mir gesundheitlich immer noch bemerkenswert gut. Der jüngste Gesundheitscheck Anfang Juni hat das bestätigt. Ich spüre allerdings deutlich, dass ich zwischen, zumal nach sehr produktiven, arbeitsintensiven Phasen, häufigere und längere Pausen benötige. Ich schlafe also ziemlich viel. Ich unternehme weniger Spaziergänge, so wie sie mir von einigen Jahren fast noch an jedem Abend selbstverständlich gewesen sind – sofern ich nicht schon am Vormittag mit meiner Lebenspartnerin zusammen unterwegs gewesen bin. Und auch diese Spaziergänge mit ihr zusammen werden seltener und fallen kürzer aus. Ziemlich konsequent halte ich derzeit noch an den Besuchen in der Muckibude fest. Zwei Mal wöchentlich ist da noch die Regel. Aber ich bemerke, ich muss mich, anders als noch vor zwei, drei Jahren dazu gelegentlich auch zwingen. Es erfordert Disziplin. Ganz konsequent bringe ich die nicht mehr auf. Viel zu oft hänge ich vor der Glotze, um mich abzulenken.

Auch geistig beobachte ich Veränderungen an mir. Meine überregionale Tageszeitung lese ich noch einigermaßen sorgsam. Mit der Lektüre von sozialwissenschaftlichen oder auch eher politischen Zeitschriften tue ich mich deutlich schwerer. Immerhin gibt es in größeren Abständen schon noch Mal einen Tag, an dem ich mich dazu aufraffe. Aber es stimmt schon: ich baue augenscheinlich innere Widerstände dagegen auf, mich mit den Zumutungen des *Elends der Welt*, den sich gerade jetzt immer höher auftürmenden *Problemwolken* also, umfassend auseinanderzusetzen. Stattdessen werde ich mir selbst immer klarer über etwas, was ich philosophisch längst weiß. Es gibt die Welt nicht. Es gibt sie nicht für mich. Es gibt sie genauso wenig für irgendeinen anderen. Es wird sie für uns Menschen nie geben. Prinzipielle, erkenntnistheoretisch gut begründete Schranken stehen dem entgegen. Für jemanden wie mich, der sich stets von wissenschaftlichem Drang nach Erkenntnis in der Absicht hat treiben lassen, darüber orientierendes Wissen, zumindest aber weiterführende Fragen für das politische Wollen in unserer Gesellschaft beizusteuern, mag das nicht besonders gut auszuhalten sein. Aber erst meine persönlichen Erfahrungen mit dem Älterwerden lassen mich diese prinzipiellen Grenzen zunehmend deutlicher spüren – und etwas gelassener damit umgehen. Hautnah aber, als eine mir sehr bewusste

Begrenzung früherer wissenschaftlicher Neugier, empfinde ich das auch als schmerzlich. Auch hier stellt sich die Frage nach Selbstdisziplin.

Selbst die Lektüre von Büchern hat nicht mehr den alten Stellenwert. Immerhin ich nehme mir immer wieder neue Bücher zur Lektüre vor, denke derzeit aber auch, dass bisweilen welche zur Ablenkung dabei sein dürfen. Gelegentlich stoße ich auch darauf, dass ich bestimmte, früher gelesene Bücher nun mit Gewinn neu lese – und deshalb auch manche andere nochmals neu lesen sollte. Öfter als früher ertappe ich mich bei Tagträumen, bei denen es allzu oft um das Gleiche geht – um durchaus zweifelhafte Vorstellungen von Glück. Oder aber ich hänge weit zurückliegenden Erinnerungen nach, vorzugsweise solchen aus Kindheitstagen. Davon träume ich nachts jedenfalls öfter, oder ich habe sie morgens beim Aufwachen im Kopf. Ich denke, all dies sind einigermaßen charakteristische Merkmale des Älterwerdens. Es handelt sich um psychomentele Prozesse, die man möglichst bewusst vollziehen sollte. Dann kann man sie vielleicht ein wenig steuern. Man kann ihnen aber sicherlich nicht entgehen. Es geht ein wenig um das, was Denis Diderot im Alter von ca. sechzig Jahren ausdrücken wollte, als er schrieb, in diesem Alter sei es angemessen im Lehnstuhl zu sitzen und auf sein Leben zurückzublicken. Jedenfalls solle man dann nicht mehr meinen, man könne sich weiterhin so in das soziale und politische Leben seiner Zeit einmischen wie in den Jahrzehnten zuvor – und wie hat der sich eingemischt, und auch in seinem letzten Lebensjahrzehnt keineswegs in seinem Lehnstuhl zurückgelehnt! Nun ist es zwar so, dass wir uns heute mit siebzig Jahren noch nicht so alt fühlen, wie er das damals im Alter von 60 Jahren getan haben mag, so wie die meisten Menschen seiner Zeit, sofern sie dieses Alter überhaupt erreicht haben, aber als ‚junger Alter‘ erlebe ich mich nach 75 Jahren eben mittlerweile zunehmend weniger.

Soweit also diese knappen erfahrungsgestützten Überlegungen zum Älterwerden – und dazu, in meinem bisherigen bewusst geführten Leben immer wieder erfolgreich gescheitert zu sein. Sie haben mich motiviert die Zwischenbilanz eines Anderen neu zu lesen. Ich habe also Konstantin Weckers *Die Kunst des Scheiterns* neu zur Hand genommen – dieses Mal verknüpft mit einigen Exzerpt-Notizen und Überlegungen. Hier komme ich auf die nur unter dem Aspekt des Alt geworden seins ausführlicher zu sprechen. Ein Vergleich schärft den Blick auf sich selbst.

Ich denke, ich unterscheide mich hier deutlich. Wenn Wecker schreibt, *altern ist eine Katastrophe* – und dies nach gerade einmal 58 gelebten Jahren, - ist mir das sehr fremd. Erstens habe ich bis zum Ende meiner Erwerbstätigkeit mit 63 Jahren das Älterwerden als so etwas wie eine einschneidende Erfahrung noch überhaupt nicht erlebt – und eigentlich auch noch nicht in den folgenden sieben Jahren. Zweitens habe ich über meine verstärkte Beschäftigung mit einigen der großen philosophischen Köpfe, für die ich nach Ende meiner Erwerbstätigkeit endlich die erforderliche Zeit gefunden habe, ein deutlich anderes, gelasseneres Umgehen mit dem Älterwerden gelernt. Drittens schließlich ist für mich zunächst einmal prägend geblieben, dass ich bis zu Beginn der letzten Dekade immer noch sehr darauf orientiert gewesen bin,

die Kontinuitätslinien aus 38 Berufsjahren nicht abreißen zu lassen. Vielmehr bin ich ganz in dieser Kontinuität mein erstes Zehnjahresprogramm nach deren Ende angegangen. Die massive Erfahrung alt geworden zu sein, habe ich im Grunde erst in den letzten zwei, drei Jahren gemacht – und zwar nach und nach und nicht etwa ausgelöst durch ein einschneidendes Ereignis.

Ich habe also ‚mit der Zeit‘ gemerkt, wie mir so etwas wie *die Leichtigkeit des Seins* abhanden gekommen ist – oder prägnanter vielleicht in meinem Fall: mir ist der nun ganz allmählich spürbare Prozess des Atems angesichts einer über lange Zeit immer noch ungebrochenen Verfolgung meiner Ziele zunehmend bewusst geworden. Aber ich würde nie so wie Wecker sagen, dass mir nun *das eigene Alter wie ein Mühlstein um den Hals hängt*, oder gar, dass nun deshalb *die Geister der Vergangenheit Karneval* feiern. Sicherlich, ich blicke inzwischen vermehrt zurück, das habe ich oben ja schon angedeutet. Ich tue dies aber, ohne dass ich so etwas wie den *Prankenhieb der Nostalgie* spüren würde. Ich erinnere das Glück meiner frühen Kindheit, für das meine Eltern allerdings, deutlich anders als bei Wecker, die geringere Rolle spielten. Vor allem aber denke ich immer wieder darüber nach, worin die Gründe für mein späteres, wiederholtes erfolgreiches Scheitern gelegen haben. Im Vordergrund steht so nicht ein Blick auf Erfolge und Misserfolge beim Versuch der eigenen Selbstverwirklichung als Künstler, sondern vielmehr die Frage, weshalb ich mit meinen so beharrlich und durchaus ertragreich verfolgten arbeitsforscherischen Zielsetzungen arbeitspolitisch gescheitert bin. Mich beschäftigt also immer noch die Frage nach der Veränderbarkeit der Welt, unserer menschlichen Lebenswelt – und im Blick darauf, inzwischen alt geworden zu sein, treibt mich die Frage um, was ich denn in Hinsicht auf diese Zielsetzung noch tun kann – oder was mir inzwischen zunehmend nicht mehr möglich ist.

Selbstredend hat das alles auch eine sehr persönliche Dimension; und selbstverständlich gehören zu der auch weitere Aspekte. Es hat ja seine Gründe, wenn in meinem Alter bei der einen oder anderen Gelegenheit in einem Gespräch plötzlich Gedichte vom Alt-Werden zum Besten gegeben werden, z.B. von Hermann Hesse oder von Johann Wolfgang von Goethe. So z. B. dessen Sechszweiler: *Gerne der Jugend gedenk ich, / da alle Glieder gelenkig, / bis auf eins. / doch die Zeiten sind vorrüber / steif geworden alle Glieder / bis auf eins* – freilich sollte man da hinzufügen, dass Goethe noch im Alter von 75 Jahren um die Hand einer 19-jährigen angehalten hat, also mit diesen s Zeilen wohl auch ein wenig kokettiert. Aber es gibt ja auch den Satz: *In der Jugend richtet sich aller Geist auf die Liebe. Im Alter richtet sich alle Liebe auf den Geist*. Der steckt ja nicht zuletzt in dem diesem Essay voran gestellten Zitat. Dabei bemerke ich an mir, dass ich auf den mir wichtigen nachberuflichen Feldern, also dort, wo der Kern meiner langjährig erworbenen Kompetenz liegt, und auf denen, die ich mir neu oder intensiver erschlossen habe, also der Philosophie, oder die ich mir fortgesetzt weiter und besser erschließen, also dem literarisch Schreiben, einerseits mit wachsender Effizienz arbeiten kann, andererseits aber zunehmend weiter davon entfernt bin, immer noch ausgesprochen exzessiv arbeiten zu können – wenigstens phasenweise.

Ich denke auch das vorläufige Resümee einer Italienreise gehört hierher, die ich im Mai dieses Jahres gemeinsam mit meinem älteren Sohn Malte unternommen habe. Italien, das ist für mich, nicht so sehr viel anders als für Wecker, so etwas wie ein ‚Sehnsuchtsland‘ gewesen. Schon am Ende meiner Schulzeit, dann aber vor allem um das Ende der 1970er Jahre ist dieses Land eng mit meinen Aufbrüchen in mein Leben verknüpft. Es wurde so ein wenig zum Land meiner Träume. Damit hatte ich mich noch einmal konfrontieren wollen. zugleich hatte ich gehofft, meinem Sohn vielleicht ein wenig von dem damaligen Geist des Aufbrechens vermitteln zu können. Im Ergebnis würde ich nun sagen: mich hat die Rundreise zunächst einmal körperlich deutlich mehr angestrengt, als ich gedacht hatte. Das entspricht den vorherigen Überlegungen. Zum Zweiten hat sich die Konfrontation mit alten Erinnerungen für mich gelohnt - erst in Vorbereitung auf die Reise und dann noch einmal verknüpft mit neuen sinnlichen Erfahrungen während der dreieinhalb Wochen. Aber sie hat mich vor allem nachdenklich gemacht. Vieles erscheint in neuem Licht – nicht nur wegen der Veränderungen in den letzten vierzig Jahren, gerade auch in diesem Land. Aus meinem Reisetagebuch und einigen älteren Erinnerungstexten kann ich da vielleicht in absehbarer Zeit einen literarischen Text produzieren, in dem ich weiter vertiefte Überlegungen dazu gestalte.

Auch für das Gespräch mit meinem Sohn war die Reise nicht schlecht. Aber mit den Impulsen, auf die ich im Stillen gehofft hatte, ist das so eine Sache. Das gilt zum einen im Hinblick auf die beiden beteiligten Personen - vielleicht in erster Linie in Bezug auf meinen Sohn, sicherlich aber auch im Hinblick auf mich selbst. Vor allem aber gilt es angesichts der im Verlauf von über vierzig Jahren eben einigermaßen grundlegend veränderten Zeitläufte. Der seinerzeit neoliberal begonnene und inzwischen zunehmend rechtspopulistisch forcierte Traum eines ökonomisch wie wissenschaftlich-technologisch begründeten stetig wachsenden *Überflusses, einer ewigen Gegenwart, einer Zukunft, die nichts verspricht und genau deshalb ihre Versprechen halten wird*, wie der italienische Schriftsteller Antonio Scurati zutreffend schreibt, hat unsere Welt verändert. Heute mögen solche Versprechen einiges von ihrem Glanz verloren haben. Aber es ist Enrico Berlusconis Italien gewesen, in dem es damit begonnen hat, dass autokratische Herrschaftsformen die Demokratie nach und nach geschwächt und zersetzt haben. Der Auftrieb der Rechtspopulisten, wie wir ihn vor allem in den letzten zehn Jahren erlebt haben, konnte hieran anknüpfen. Er lebt inzwischen in einer wachsenden Zahl der Staaten der atlantischen Zivilisationsgemeinschaft von einer systematisch geschürten Angst derjenigen, die die Drohung spüren, von dem fragwürdigen Fortschritt abgehängt zu werden, der da immer noch versprochen wird, oder die bereits den Anschluss daran verloren zu haben. Sie suchen dann einfache Antworten, und sie können augenscheinlich leicht dazu verführt werden, die Schuld an ihrer misslichen Lage und wachsenden Unsicherheiten denen zuzuschreiben, die endlich damit beginnen, die schwierigen Schritte in Richtung auf eine öko-soziale Transformation ernsthaft anzugehen. Die Impulse meiner frühen Aufbruchsjahre meinem inzwischen immerhin auch schon vierzig Jahre alten Sohn zu vermitteln, das ist angesichts solcher Verhältnisse nicht so leicht.

Aber gut, die systematische Verarbeitung der Erfahrungen dieser Reise steht noch aus. In Summe erlebe ich das Alt-geworden-Sein, über das ich hier ein wenig nachdenke, mit einiger Gelassenheit. Mein Hauptproblem ist angesichts (1) der gewachsenen Einsicht in die immense Höhe der früher selbstgesteckten Ziele – zu der es gehört, zu sehen, dass andere vor mir, die auch nie erreicht haben -, (2) der veränderten äußeren Umstände, die sie zunehmend immer noch schwerer erreichbar erscheinen lassen, sowie (3) spürbar veränderter persönlicher Leistungsfähigkeit, eine offene Frage. Es geht in ihr darum, welche Ziele ich mir nun noch setzen sollte. Zugleich denke ich aber auch zunehmend darüber nach, dass ich meinen bisherigen Zielen, die mit Beruf und Berufung zu tun gehabt haben, in früheren Jahrzehnten immer nur unter Vernachlässigung meines privaten Lebensbereiches so nachgehen konnte – ja dass in den beiden letzten Jahrzehnten die Leidenschaft, mit der ich sie ungebrochen weiter verfolgt habe, auch etwas mit Kompensation für das zu tun gehabt hat, was mir dort verloren gegangen ist. Wenn es nun definitiv nicht mehr möglich ist, die alten Ziele weiter so zu verfolgen wie bisher, dann rückt das, was ich dahinter vernachlässigt habe, wieder stärker ins Blickfeld. In Teilen mag das nun auch mit Ratlosigkeit und Frustration verknüpft sein. Nach den Gesprächen mit meinem Sohn und der Weise, in der ich ihn erlebt habe, mischt sich dazu allerdings auch eine größere Gelassenheit und Toleranz gegenüber einem ganz anderen Lebensentwurf als meinem eigenen – vor dem Hintergrund mancher Hybris, die ich in den eigenen frühen Vorstellungen längst entdeckt habe. Ich denke das umreißt recht gut meine augenblickliche Lage.

Und welchen Entwurf könnte ich nun ins Auge fassen?

Die Frage nach Zukunft ist vor solchem Hintergrund eine andere als zu früheren Zeiten. Allgemein formuliert gilt das natürlich nicht. Da ist sie schlicht offen, unbeschadet aller Bedingtheiten, die wir Menschen selbst in unserer Geschichte, und die ich in meinem eigenen Leben produziert haben – und unbeschadet der multiplen Krisen und Krisendrohungen, die wir alle heute vor Augen haben. Angesichts dieser wissenschaftlich wohlbegründeten Einsicht gilt also Joachim Ringelnatz humorvoller Satz *Alles Zukunfterraten / Ist wie gemalter Braten* – der freilich zugleich insinuiert, dass wir Menschen immer wieder nach der gerne zitierten Maxime in die Zukunft blicken, dass es schon immer gut gegangen sei, wir das also auch für die Zukunft annehmen wollen. Aber es gilt doch eher, was Joachim Schumacher 1936 im Französischen Exil zu seinem Buch *Die Angst vor dem Chaos. Über die falsche Apokalypse des Bürgertums* geschrieben hat:

Die Zukunft ist nicht ein Etwas hinter dem Horizont, das auf uns wartet. Die Zukunft sind wir, du, ich, viele andere, unsere Müh' und Möglichkeit. Jeder von uns ist mitverantwortlich, trägt Schuld daran, dass die sogenannten ‚Verantwortlichen‘ die verführenden ‚Führer‘ und ‚Herren‘ dieser Welt immer unverantwortlicher werden, Denn jeder von uns bestimmt mit seinen Taten oder Untaten, Meinungen und Verneinungen die Geschehnisse unserer Zeit und Zukunft.

Diesem Urteil entsprechend habe ich ein Berufsleben lang zu leben und zu handeln versucht - und sei es auch nur einem von Immanuel Wallerstein der Chaostheorie entlehnten Bild entsprechend, als *kleiner Schmetterling*, der vielleicht doch zu einem großen Klimawandel beitragen kann -, und eben deshalb fällt es schwer, nun erkennen zu müssen, dass man sich als noch weniger handlungsfähig erlebt als man es früher schon gewesen ist. Beunruhigend ist dabei, dass man – belehrt durch das Denken des Linksnietzscheaners Albert Camus – längst eingesehen hat, dass man allenfalls vorübergehende Erfolge erringen kann. Da ist gegenwärtig die Verknüpfung von (1) der Erkenntnis Multipler Krisenentwicklungen, die uns wirklich dem Ende unseres Anthropozän näher bringen könnten, also sozusagen der endgültigen Niederlage, (2) der Einsicht, dass es nicht um ein Ende unserer Vorgeschichte (Marx) sondern immer nur schlicht die, vielleicht etwas bessere, Fortsetzung unserer Geschichte (Camus) gehen kann und muss – die wir als Ganze, einschließlich ihres ungeheuer langen evolutionären Vorlaufs nie vollständig kennen werden. Und erst dann geht es (3) um die immer deutlicher spürbaren persönlichen Grenzen. All das könnte ganz gut dazu geeignet sein, einen gefährlich in die Nähe der erklärten Politikferne der Philosophie Friedrich Nietzsches zurückzuführen ! Auch der Linksnietzscheaner Camus, der die Dienstpflicht an der eigenen Zeit stets betont und auch gelebt hat – eben mit der Aufforderung, dass wir uns Sisyphos als glücklichen Menschen vorstellen sollten -, lässt in einigen seiner späten Texte erkennen, dass das Denken des so bewusst apolitischen Nietzsche die Grundlage seines eigenen Denkens ist. Soziologisch betrachtet würde dem entsprechen, dass diejenigen, die sich heute Politik als Beruf zuwenden und so radikal auf eine immerhin bessere Gestaltung der Welt aus sind – sozusagen von *Demokratie als Revolte* getrieben, zugleich um den Fortgang des Lebens auf dieser Erde aus sein müssen – und deshalb gewissermaßen in die Zwänge systemisch gewordener Prozessstrukturen eingebunden bleiben, die die Systemtheorie ideologisiert.

Für die Frage nach meiner persönlichen Zukunft, also im Hinblick auf diesen winzig kleinen, aber für jeden Einzelnen höchst wichtigen Ausschnitt aus dieser großen Offenheit, auf die ich gleichwohl immer wieder Einfluss zu nehmen versucht habe, und sei es eben als dieser Schmetterling, ist solches Nachdenken jedenfalls folgenreich. Grundsätzlich gilt unverrückbar die Feststellung von der Offenheit. Es gibt viel zu viele Unsicherheitsfaktoren. Alles kann völlig anders kommen, als man es sich vorgestellt hat. Hans Magnus Enzensberger hat dazu mit seinem Text vom *Blätterteigmodell der Zeit* ein durchaus interessantes Gedankenmodell angeboten. Es hat ihn vor gut zwanzig Jahren dazu geführt, zu schreiben, dass es so durchaus denkbar sei, dass der gegenwärtig eher abgehalfterte Marxismus eines Tages wieder aktuell werden könne. Tatsächlich sind es in unserer Gegenwart, zwanzig Jahre später, national-chauvinistische und imperialistische Vorstellungen, präziser vielleicht ‚Männerphantasien‘, die unsere Welt bedrohen, und die wir bis dahin ein für alle Mal für erledigt gehalten haben mögen.

Ganz konkret für mich und mein Leben gilt aber auch die launische Bemerkung von Karl Valentin: *Die Zukunft ist auch nicht mehr das, was sie einmal war.* Völlig unstrit-

tig ist die ganz persönliche, eigene Zukunft mittlerweile jedenfalls recht überschaubar kurz. Weiterhin ist mir in meinem weit fortgeschrittenen Alter die Macht der Bedingungen sehr viel bewusster, die auf der prinzipiell weiterhin offenen Zukunft lasten. Am greifbarsten gilt das für die weitere persönliche Lebensplanung. Der erste oder auch der zweite Plan, die ich mir in früheren Jahren gemacht haben mag, haben sich oft sehr rasch erledigt. Mit Plänen ist das eben so eine Sache. Aber ich habe da sicherlich an manchen Weggabelungen mehr als nur eine Vorstellung von der eigenen Zukunft gehabt. Man macht sich also einen Entwurf – jedenfalls dann, wenn man den Anspruch an sich selber hat, sein Leben bewusst zu führen. Auch da blickt man mittlerweile sicherlich sehr viel eher nachsinnend zurück, als dass man im Blick nach vorne noch großartige unterschiedliche Pläne anstellen würde. Michel Foucaults Überlegungen zu Freiheit und Selbstsorge, in einem Interview kurz vor seinem Tod im jungen Alter von 58 Jahren formuliert, sind vor diesem Hintergrund im April dieses Jahres zu meiner Lektüre geworden.

Ich denke nicht zuletzt um solche Überlegungen, wie er sie seinerzeit angestellt hat, muss es mir im Folgenden gehen. Aber einigermaßen solide fundiert kann ich diesen Fragen nur nachgehen, wenn ich mir zuvor klar darüber geworden bin, was für mich vor dem hoffentlich nächsten Jahrzehnt eigentlich daraus folgt, dass ich alt geworden bin. Einen ersten Schritt dazu habe ich mit dem vorliegenden kleinen Essay getan. Vor diesem Hintergrund kann ich mich nun also ganz nüchtern fragen, was ich mir für mein nächstes Lebensjahrzehnt noch vornehmen will – einerseits sozusagen nachberuflich, inzwischen vornehmlich philosophisch und vor allem literarisch, andererseits aber auch privat.

Was die nachberufliche Seite anbelangt, sollte ich meine autobiographisch motivierten Rückblicke mit meinen letzten drei Buchmanuskripten bis aus weiteres abgearbeitet haben. Auch die Arbeit am dritten davon, einem Lyrik-Band ist mittlerweile abgeschlossen. Ich hatte für mich entschieden, dass ich mir dafür keinerlei Zeitdruck machen will – und ich habe ihn so relativ entspannt zuwege gebracht. Bei meinem Roman, in dem ich auch autobiographische Motive verarbeitet habe, habe ich vor meiner Italienrundreise noch eine leise Hoffnung gehegt, dass ich einen Verlag dafür finden könnte, der etwas mehr Chancen auf öffentliche Resonanz bieten könnte als der *Verlag Dortmunder Buch*. Inzwischen habe ich sie mir abgeschminkt. Für mein zweites Buchmanuskript – einer Auseinandersetzung mit dem literarischen Werk und dem Denken von Stanislaw Lem - begonnen im Lem-Jahr 2021 und dann in den Corona-Zeiten liegen gelassen - hätte ich Veröffentlichungschancen vermutlich nur bei diesem kleinen Verlag. Für den Lyrik-Band sehe ich am wenigsten einen Markt. Den habe ich also erst einmal für mich geschrieben – und dann den Weg auf meine Homepage gewählt. Eines kann ich nach der Fokussierung der letzten Monate allerdings wohl doch sagen. Was mich zuletzt innerlich angetrieben hat, das ist letztlich wohl die schwache Resthoffnung gewesen, doch noch so etwas wie einen ‚größeren Wurf‘ hinzubekommen. Vor der Italienrundreise habe ich mich gefragt, wie gut ich in der Lage sein werde, das fortzusetzen, wenn ich meine Hoffnungen auf größere Re-

sonanz definitiv aufgeben muss, ob mir dann meine Homepage ausreicht. Die Absagen der angeschriebenen Verlage – immerhin haben sie sich gemeldet – hat mir dann deutlich weniger zugesetzt als befürchtet. Inzwischen fühle ich mich fast ein wenig befreit – von der *Leidenschaft des Willens, die da Ehrgeiz heißt*.

Die Kleinkunstszene hier in Dortmund, in der ich mich in den letzten Jahren ein ganz klein wenig umgetan habe, ist mir sympathisch, aber Lesungen dort reizen mich nicht wirklich. Allerdings muss das nicht so bleiben. Es ist gut möglich, dass das die letzte verbleibende Option für immerhin ein ganz klein wenig Resonanz werden wird. Aber mit Blick darauf liegt aus derzeitiger Sicht eher ein viertes, ebenfalls noch nicht ganz abgeschlossenes Manuskript näher, nämlich das mit literarischer Satire *Zapfenstreich, Ampelleuchten, Zeitenwende –satirische Seitenblicke auf eine ver-rückte Welt*. Eine vorläufige Fassung steht ja schon auf meiner Homepage. Die Arbeit an deren Erweiterung habe ich gerade abgeschlossen. Mal sehen, was daraus wird. Wie auch immer, wenn das, was ich hier geschrieben habe, zutrifft, wird es wenig sinnvoll sein, meine Energie vor allem darauf zu richten, in dieser Kunstszene möglichst viele Lesungen hinzubekommen. Sehr viel eher wird es für mich in der absehbaren Zukunft darum gehen, vor allem – und erst einmal für mich – neu und anders zu schreiben. Was mich da im Blick auf den *LiteraturRaum DortmundRuhr* (LRDR) wirklich interessieren könnte, ist eine dort schon einmal angetippte Idee zu einem kleinen Wochenendworkshop unter Lyrikern. Von dem würde ich mir Anregungen, vielleicht auch engeren Kontakt zu dem Einen oder der Anderen versprechen

Worauf ich mich letztlich von nun an literarisch schreibend, 'werfen' will, ist noch sehr offen. Zuletzt gab es da zum Beispiel die Anregung aus dem, nämlich eine satirische Fußballanthologie aus Anlass der EM 2024 hier in Deutschland. Das hätte mich vielleicht für eine kurze Weile beschäftigen können. Aber aus dem Projekt ist nichts geworden. Mich persönlich hat es aber zu einer gezielten Erweiterung meiner literarisch-satirischen Kurzprosa und Lyrik inspiriert, zu der ich mich weiter oben gerade geäußert habe. Es nimmt eben kein Ende mit den Krisen – ob man sich nun der schillernden Blase des Profifußballs zuwendet, oder den wechselnden Konjunkturen meiner Wissenschaft. Sonst habe ich derzeit noch keinerlei genauere Vorstellungen. Am Ende eines arbeitsintensiven nachberuflichen Jahrzehnts im Zeichen von Sicherung und verbesserter Fundierung alter Arbeitsstränge, habe ich das nächste größte Thema noch nicht gefunden, dem ich mich zuwenden könnte. Möglicherweise bin ich mit den Arbeiten über die, und über deren schwache, nun definitiv gescheiterte Aussichten auf Veröffentlichung ich eben nachgedacht habe, aber auch im Hinblick auf die Themen, um die sich in meinem bisherigen Leben immer wieder nahezu alles gedreht hat, an einem Punkt angelangt, von dem aus es schwer ist, nochmals einen Schritt weiter voranzukommen. Einladungen zu Beiträgen zu philosophischen Kolloquien – zuletzt zu Albert Camus, nun vielleicht zu einem weiteren, das sind da immer wieder persönlich aufmunternde Impulse von außen. Zu meinem Camus-Essay gab es nach meinem Urlaub noch einmal ein weiteres, anregendes Feedback seitens des Veranstalters – und es wird einen Sammelband zu der Veranstaltungsreihe geben, Das mögen auch nicht die letzten Impulse solcher Art sein. Dennoch schleicht

sich gelegentlich der Gedanke an mich heran, dass mir die Themen ausgehen könnten – oder die Kraft und das Motiv, mich intensiver mit ihnen auseinanderzusetzen. Sehe ich mich also der Urangst vieler Schreibender gegenüber, dass ihnen ihre Produktivität verloren gehen könnte?

Ich denke nein. Es könnte gut sein, dass ich auch zukünftig neue Inspirationen durch den LRDR bekomme.. Vielleicht ergeben sich solche Impulse auch noch einmal durch meine mittlerweile eingeschränkte Mitarbeit im FNPA. Dass ich außerdem aus den Erfahrungen meiner Italienrundreise etwas machen könnte, habe ich ja schon angedeutet. Es stellt sich aber schon die Frage, wie ich da gezielt suchen könnte. Jedenfalls sollte ich mich innerlich darauf einstellen, dass ein nächstes Produkt, wie auch immer es aussehen wird, nunmehr viel Zeit erfordern wird. Zugleich dürfte ein gewisser Bruch im Hinblick auf den Umgang mit meiner Homepage eintreten. Selbst dann, wenn ich, wider Erwarten in absehbarer Zukunft doch noch eine Erfolgsmeldung in Bezug auf eine Buchveröffentlichung hätte, und das vielleicht sogar noch mit zwei, drei Essays verknüpfen könnte, Abstände zwischen den Aktualisierungen meiner Homepage werden schwerlich wieder schrumpfen, eher weiter wachsen.

Ich werde nicht damit aufhören, schreibend über mich in meiner Welt nachzudenken. Ich habe das in den vergangenen Jahrzehnten viel zu sehr für mich kultiviert. Ich weiß aber nicht, ob dabei viel mehr herauskommen wird, als kleine Essays wie dieser, die ich am Ende womöglich eher nicht veröffentliche. Ich habe derzeit keinerlei Inspiration, wie ich anschließend an meine zentralen Themen einen nächsten Schritt gestalten könnte. Ich weiß zugleich sehr sicher, dass ich nun deutlich mehr Zeit auf die private Seite meines Lebens verwenden will. Und ich weiß recht gut, dass die Lage da einigermaßen festgefahren, zu viel in Routinen erstarrt ist. Vielleicht fliegt mir ja demnächst immerhin auf diesem auch herausfordernden Feld der eine oder andere inspirierende Gedanke zu. Erst einmal grübele ich, versuche diese Herausforderungen nicht zu verdrängen, hoffe auf Impulse von außen, vielleicht auch auf einen weiteren Gesprächsfaden, den ich auch mit meinem jüngeren Sohn neu zu knüpfen versuchen will, aus vielleicht einigen neuen, tastenden Versuchen im Verhältnis zu meiner Frau. Zukunft ist offen.